Diesterwegs deutschkundliche Schülerhefte, 7. Reihe, 17. Heft
Herausgegeben von Dr. Ulrich Peters und Dr. Paul Wetzel

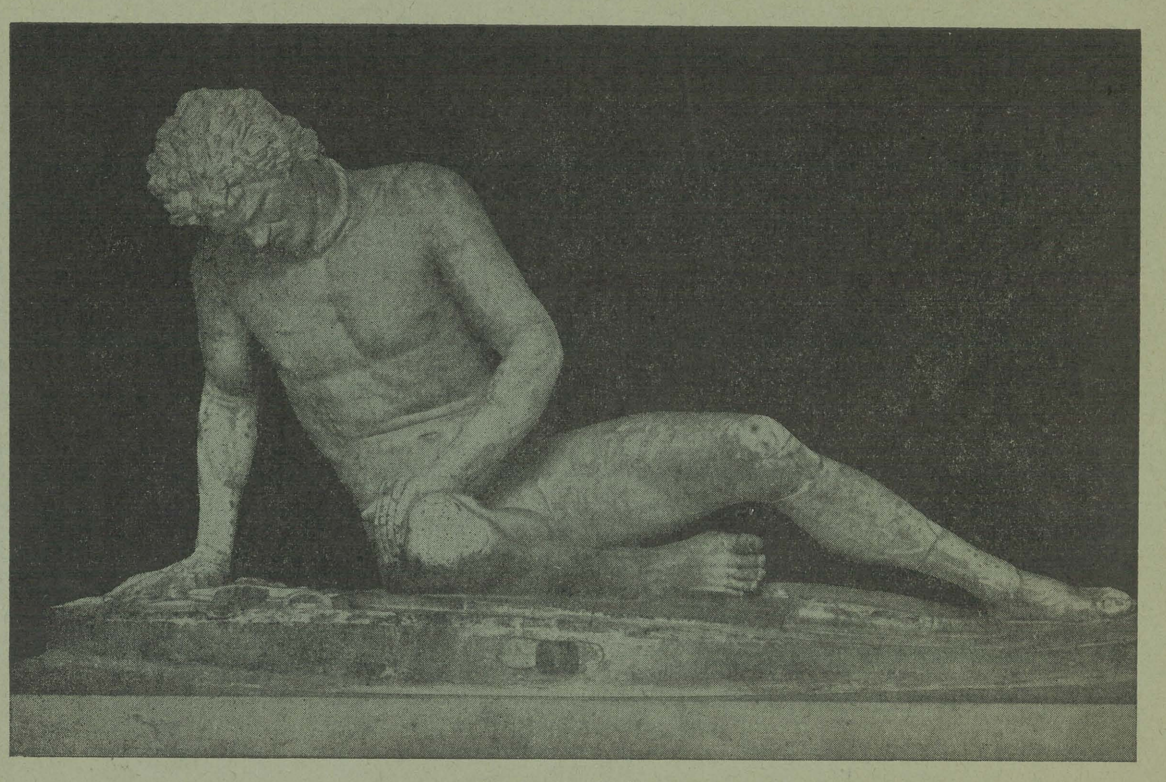
Germanisches Leben in der Eisenzeit

I. Teil: Kelten und Cimbern (Latènezeit)

Für die Mittelstufe ausgewählt
von
Dr. Bernhard Lundius



1925
Verlag von Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main



Sterbender Gallier
(Neue Photogr. Gesellschaft Berlin)



1. Die Griechen und der europäische Norden.

Ist es nicht zu kühn, die Griechen mit den Germanen der Eisenzeit in Verbindung zu bringen? Durchaus nicht. Denn ein Grieche, der Kaufmann Pytheas aus Massilia, hat ja um 330 v. Chr. Geb. den germanischen Norden für die Südeuropäer „entdeckt". Und wir wissen, daß schon am Ende der jüngeren Steinzeit Waren des europäischen Südens zu den Nordvölkern gelangten, und andererseits wertvolle Güter des Nordens, so insbesondere der geschätzte Bernstein, nach Italien und Griechenland gebracht wurden. Von diesem Handel legen ja die Funde in den Gräbern von Mykene u. a. beredtes Zeugnis ab (etwa 1500 vor Chr.).

Daher wundern wir uns nicht, wenn schon in Homers Dichtungen, z. B. in der Odyssee, die ja eine märchenerfüllte Reisebeschreibung ist, gelegentlich von dem fernen Norden, wo das Ende der Welt liegt, gesprochen wird.

Von den hellen Nächten des hohen Nordens hat man schon gehört; es heißt nämlich im 10. Buche der Odyssee, Vers 80:

„Als wir nun sechs Tage und Nächte die Wogen durchrudert,
landeten wir bei der Feste der Lästrygonen, bei Lamos'
Stadt Telepylos an. Hier wechseln Hirten mit Hirten,
welcher heraustreibt, hört das Rufen des, der hereintreibt,
und ein Mann ohne Schlaf erfreute sich doppelten Lohnes,
eines als Rinderhirte, des andern als Hirte der Schafe;
denn nicht weit sind die Triften der Nacht und des Tages
entfernet."

Ebenso berichtet die Odyssee aber von den langen Nächten der Nordländer, wenn es z. B. im 11. Buche, Vers 13, heißt:

„Jetzo erreichten wir des tiefen Ozeans Ende.
Allda liegt das Land und die Stadt der kimmerischen Männer.
Diese tappen beständig in Nacht und Nebel, und niemals
schauet strahlend auf sie der Gott der leuchtenden Sonne,
weder wenn er die Bahn des sternigen Himmels hinansteigt,
noch wenn er wieder hinab vom Himmel zur Erde sich wendet,
sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen."

Beide auffallenden Erscheinungen der nördlichen Gegenden, die hellen Nächte und die langen Nächte, waren also den Griechen um 800 bekannt; aber sie konnten sie noch nicht erklären und als einheitliche Wirkung der Bewegung unserer Erde um die Sonne begreifen, da sie damals noch nicht wußten, daß die Erde eine Kugel ist, die außer ihrer Drehung um sich selbst in geneigter Stellung um die Sonne kreist.

Die Griechen nennen um 700 alle Nordeuropäer Skythen[1]). Und erst, als in den nächsten Jahrhunderten sich das kriegerische Volk der Kelten durch Wanderungen und Eroberungen wie durch Handel und Gewerbe in Mitteleuropa bemerkbar machte, unterscheiden sie diese von den Skythen und teilen ihnen den Nordwesten Europas zu. Und Herodot[2]), der viel von den Skythen erzählt, weiß schon, daß die Donau bei den Kelten entspringt. Von diesen bringen natürlich die Phönizier nähere Kunde, die auf ihren weiten Fahrten durchs Mittelmeer bis in die Nordsee zu den Britanniern kommen und Zinn holen.

So weiß man, daß im Norden Kelten und Skythen wohnen und nimmt um 300 v. Chr. an, daß etwa die Elbe die Grenze zwischen beiden Völkern sei. Die Germanen rechnet man infolgedessen noch zu den Kelten.

---

[1]) So Hesiod aus Böotien, der erste bekannte Schriftsteller der Griechen. Er schrieb ein Gedicht „Werke und Tage" und eines „Vom Ursprung der Götter".

[2]) Der zur Zeit der Perserkriege in Halikarnaß geboren wurde und diese in seinem Geschichtsbuch um 450 beschrieb.

2. Die Kelten.

a) Wanderungen und Kriege der Kelten.

Die Kelten sind das erste „Barbarenvolk" des Nordens, das in die blühende südeuropäische Kultur der sogenannten hellenistischen Zeit einbricht, die Vorläufer der Germanen. Gerade in dem Augenblick, als nach dem Siegeszug Alexanders die griechische Bildung sich siegreich über die Mittelmeerländer ausbreitet, droht der Einbruch der wilden Nordvölker alles zu zerstören. Wir wissen daher gut über die Kelten und ihr Wesen Bescheid, weil die südlichen Völker diese nordische Völkerwanderung aufmerksam beobachtet und die furchtbaren Ereignisse ihrer Kriegszüge in ihren Geschichtswerken verzeichnet haben.

Diese Kelten haben ihre Sitze in Frankreich sowie in West- und Süddeutschland, sind also die West- und Südnachbarn der Germanen. Daran erinnern noch heute die keltischen Namen der Flüsse Rhein, Waal, Lippe, Main, Donau und der Gebirge Taunus, Sudeten u. a. Die Hauptvölker sind vier: die Gallier im heutigen Frankreich, die Belgier in der Rhein-, Maas- und Scheldeniederung bis zur Seine, die Helvetier in der Schweiz und in Südwestdeutschland und die Bojer in Bayern, Böhmen, Mähren und Schlesien.

Von da aus dringen sie nun nach Süden und Osten vor, besetzen Ungarn und die unteren Donauländer wie die Alpengegenden und überfluten dann die Apennin- und Balkanhalbinsel (im 5. Jahrhundert v. Chr.).

Die griechischen und römischen Schriftsteller nennen vor allem die Gallier als die Eindringlinge. So heißt es bei Plutarch im Leben des Camillus[1]), Kap. 15: „Die Gallier, ein Volk vom keltischen Stamme, hatten, wie man sagt, der allzu großen Menge wegen ihr Land, das nicht alle ernähren

[1]) Plutarch aus Böotien schrieb um 100 n. Chr. Geburt vergleichende Lebensbeschreibungen großer Männer.

konnte, verlassen und waren ausgezogen, um ein anderes aufzusuchen. Der Zug bestand aus vielen Tausenden streitbarer junger Männer, die noch mehr Weiber und Kinder bei sich führten... Als sie den aus Italien zu ihnen gebrachten Wein gekostet hatten, fanden sie an dem Getränk so viel Geschmack und wurden von dem ungewohnten Vergnügen so bezaubert, daß sie die Waffen ergriffen, mit allen Angehörigen nach den Alpen zogen und das Land, das eine so herrliche Frucht hervorbrachte, aufsuchten, jedes andere aber für roh und unfruchtbar hielten[1])."

Plutarch erzählt nun weiter, wie die Gallier sich beim ersten Einfall des ganzen Landes zwischen den Alpen und dem Adriatischen wie Tyrrhenischen Meer bemächtigen und alle Etruskerstädte besetzen. Bei der Belagerung von Clusium greift eine römische Gesandtschaft gegen das Völkerrecht in den Kampf ein, so daß die Gallier nun zornentbrannt auf Rom ziehen und den Römern die furchtbare Niederlage an der Allia (387) beibringen. Rom wird zerstört, und auch nach dem endlichen Abzug bleiben die Gallier noch lange eine schwere Gefahr für den aufblühenden römischen Staat: denn sie behaupten sich in der Poebene, wo ihre Teilstämme, die Bojer, Insubrer, Senonen und Cenomanen das Land Gallia Cisalpina bewohnen.

Von ihren Streifzügen in den Osten und Südosten Europas berichtet uns der Gallier Pompeius Trogus[2]): „Da die Gallier Überfluß an Menschen hatten, so daß ihre Länder sie nicht mehr fassen konnten, sandten sie 300 000 Menschen wie einen heiligen Frühling (ver sacrum) aus, um neue Wohnsitze aufzusuchen. Von diesen ließ sich ein Teil in Italien nieder, der auch die Stadt Rom einnahm und in Brand steckte,

---

[1]) Diese Berichte erinnern an die Landnot und die Freude über die südlichen Früchte bei den wandernden Germanen (Cimbern, Teutonen u. a.).

[2]) Er lebte zur Zeit des Augustus, also um Christi Geburt, und ein späterer Schriftsteller Justinus hat uns seine Berichte erhalten.

ein anderer Teil folgte den Vogelzeichen (denn im Deuten des Vogelflugs zeichnen sich die Gallier besonders aus) und drang nach großem Gemetzel unter den Barbaren bis zu den Buchten der Illyrier und ließ sich in Pannonien[1]) nieder; ein rauhes, kühnes, kriegerisches Volk, das zuerst nach Herkules[2]), dem diese Tat unsterblichen Ruhm verlieh, die unbezwungenen Alpenjoche überstieg und Gebiete überwand, die der Kälte wegen unbewohnbar sind. Dort führten sie nach Unterwerfung der Pannonier viele Jahre lang verschiedene Kriege mit den Nachbarvölkern. Dann, durch ihren Erfolg ermuntert, teilten sie ihre Scharen, und die einen zogen nach Griechenland, die anderen nach Mazedonien, alles mit dem Eisenschwert niedermachend. Und so groß war der Schrecken des gallischen Namens, daß auch Könige, die nicht angegriffen waren, ihnen freiwillig mit ungeheuren Geldsummen den Frieden abkauften."

Die Kelten dringen bis Delphi vor und plündern beinahe schon das Heiligtum; doch gelingt es sie abzuschrecken; sie fahren nach Kleinasien hinüber und setzen sich dort sogar fest, so daß ein keltischer Staat „Galatien" entsteht.

„Schließlich führten die Könige des Orients keine Kriege mehr ohne Söldnerheer der Gallier, und vom Thron gestürzte Herrscher flüchteten nur zu den Galliern", sagt Trogus.

Aber auch hier wie in Italien endet der jahrhundertelange Kampf mit Unterwerfung der Kelten. Zur Erinnerung an diese Siege stellen die hellenistischen Herrscher, besonders das kleinasiatische Attalidengeschlecht in Pergamon, herrliche Kunstwerke in Delphi und Pergamon auf, und so sehen wir in der Gruppe des Galliers, der sein Weib erstochen hat, um es vor Schande zu bewahren, und dann den Dolch gegen sich selbst zückt (Arria und Pätus), wie in dem „sterbenden Gallier" die Urbilder der überwundenen Barbaren.

---

[1]) Pannonien ist Ungarn.

[2]) Herkules ist nach antiker Meinung überall gewesen; nach Tacitus' Germania (120 n. Chr.) auch in Deutschland.

Wachshülle formte man nun wieder einen Mantel aus Ton, der zwei Öffnungen hatte. Erwärmte man dieses Gebilde, so schmolz das Wachs und lief durch die eine Öffnung aus (die andere war das Luftloch). Nun konnte man statt des Wachses das flüssige Metall eingießen und nach einiger Zeit den Tonmantel zerschlagen, um das fertige Bronzegefäß herzunehmen und dem Schmied zum Abfeilen zu übergeben. Denn außer Gußnähten und -zapfen waren meist auch die Reste der dünnen *Bronzestäbe* zu entfernen, die man vor dem Ausschmelzen des Wachses durch beide Tonteile und die Wachsschicht gesteckt hatte, um dem Tonkern einen Halt zu geben; dieser hätte sonst nach Auslaufen des Wachses sich nach einer Seite gesenkt und die ganze Arbeit unmöglich gemacht. War der Tonmantel zerschlagen, so mußte der Tonkern entfernt werden: das war aber bei manchen Geräten gar nicht auszuführen, und so enthalten viele Beile und Schwertknäufe oder die Tüllen der Speerspitzen noch heute Reste ihres Tonkerns.

Nun begann also die *Arbeit* des *Schmiedes*, des *Künstlers*; durch Schleifen und Hämmern wurde die feinere Form erzielt, mit Punzen und Meißel wurden die Verzierungen angebracht. Und in dieser Arbeit übertrafen die Germanen bald ihre ausländischen Vorbilder. Herrliche Muster ihrer Kunstfertigkeit bieten unsere Bodenfunde, besonders die Hügelgräber und Urnenfelder. Und mit Erstaunen sehen wir die Zierform der griechischen Bronzezeit, die *Spirale*, als Hauptmuster auch unseres Bronzealters verwenden. Auf Schwert- und Dolchgriffen, an Messern und Nadeln, auf Schnallen und Zierplatten wie auf Gefäßen wird die Spirale in geschickter Weise zur Verzierung angebracht oder bildet die Form des Gegenstandes (Armband). So entsteht eine zwar vom Süden beeinflußte, aber sich selbständig entwickelnde Bronzeindustrie des germanischen Nordens.

Das schönste Waffenstück ist das Bronzeschwert. Eine Klinge von 50—70 cm Länge mit kraftvoller Mittelrippe, mit zwei geschweiften Schneiden und scharfer Spitze, wird durch einen bogenförmigen Ansatz mit einem nur 8 cm langen Griff ohne Abwehrstange verbunden; dieser Griff ist aus Holz oder Horn und wird mit ehernen Nieten an der Klinge befestigt. Aber auch eherne Griffe werden gegossen oder aus Metallscheiben zusammengefaßt und mit Knetmasse ausgefüllt. Der Knauf ist oval oder achteckig und mit Verzierungen besetzt. In einer ledernen Scheide mit Erzbeschlag wurde das Schwert am Gürtel getragen und gehörte zum Heergerät des wohlhabenden Mannes; allein im Kopenhagener Museum sind 800 gut erhaltene Stücke solcher Schwerter aufbewahrt.

Überhaupt ist die Freude am Prunk und Schmuck groß in der Bronzezeit, und manche Waffenstücke sind offenbar nur als Abzeichen von Vornehmen oder Fürsten getragen worden. Das erkennen wir, wenn wir die vielen Beile und Äxte näher betrachten. Sie sind oft von zierlichster Arbeit: papierdünne Bronze ist um einen Tonkern gegossen, und Gold und Bernstein sind reich als Schmuck aufgesetzt. So müssen dies Geschenke an Fürsten oder Weihgaben für die Götter gewesen sein. Jedenfalls sind die Bronzebeile und -äxte nur selten als Werkzeug gebraucht worden: dazu eignete sich die altbewährte Steinaxt und der Hammer aus Stein oder Hirschhorn besser, und diese blieben daher weiter als Arbeitsgerät im Gebrauch.

3. Männer- und Frauentracht.

Zu den merkwürdigsten Überresten aus der Vorzeit gehören die vollständigen und gut erhaltenen Männer- und Frauentrachten, welche in jütischen und schleswigschen Grabhügeln gefunden worden sind. Nirgends außerhalb Dänemarks weder in Europa noch in den anderen

kämpfen sie zu Fuß und zu Pferde; Sporen, Pferdegebisse und Zierplatten vom Pferdegeschirr wie die Reiterbilder der Schwertscheiden zeugen davon.

Ebenso neuartig wie die Waffen sind die Werkzeuge und Geräte: Messer und Scheren, Sicheln und Sensen, Hauen und Hacken, Beile, Pflugscharen sind zum Teil überhaupt neue Dinge, zum Teil neuartig gearbeitet, nämlich nach dem Grundsatz der Einfachheit, Brauchbarkeit, Nüchternheit. Sie sind meist unverziert, aber gut und fest. Sie werden in Fabriken hergestellt, wie die Stempel beweisen. Überhaupt sind ja die Kelten im Fabrikwesen, im Gewerbe, besonders geschickt; sie kennen die Drehscheibe bei der Töpferarbeit und den besonderen Töpferbrennofen, ferner eine sich drehende Getreidemühle, und sie haben eine neuartige Verzierungsart ausgebildet, das Emaillieren. Die tiefeingeschnittenen Zierlinien auf den Metallgeräten werden mit rotem Schmelz (Blutglas) ausgefüllt. Man hat die Werkstätten der Handwerker mit Schmelzöfen, Schlacken, Werkzeugen und halbemaillierten Waren, z. B. in Bibrakte, wieder ausgegraben.

Die hohe Entwicklung der Metallbearbeitung kommt natürlich vor allem dem Schmuck zugute, der aus Gold, Silber, Bronze und Eisen hergestellt wird. Die Kelten verfügen über großen Reichtum an Edelmetallen, besitzen sie doch den ganzen Vorrat der in den mitteleuropäischen Gebirgen angelegten Bergwerke (z. B. Böhmen, Alpenland, Frankreich), und dazu bringen ihre Raubzüge in die südlichen Länder ihnen unermeßliche Beute, von der die Römer gelegentlich ihrer Siege staunend berichten.

Unter ihrem Schmuck ist am bezeichnendsten der große Halsring mit stempelförmig verdickten Enden, der bei Vornehmen aus Gold besteht und häufig aus gewundenem Draht gefertigt ist. Die Römer nennen ihn daher torques[1]). Die Germanen

---

[1]) Vgl. Anm. S. 7.

nennen diesen Schmuck den Wendelring. Alle künstlerischen Darstellungen der Gallier bei Griechen und Römern zeigen sie mit diesem Ring.

Eigenartig ist auch die Latène-Fibel, die aus einem Stück gearbeitet ist (wie unsere Sicherheitsnadel). Der federnde Kopf besteht aus einer doppelseitigen Spiralwindung, während die Nadelrinne nach oben gegen den Bügel zurückgebogen ist und anfangs frei in die Luft ragt, später mit diesem verbunden oder verschweißt wird.

In der Schmiedetechnik nehmen die Kelten griechischen Einfluß an, wie die Verzierungen durch Pflanzen- und Tierornamente zeigen; am deutlichsten offenbart sich aber die Empfänglichkeit für südliche Vorbilder und ihre geschickte Nachahmung darin, daß die Kelten als erstes „Barbarenvolk" die griechische Münzprägung erlernen. Sie bilden zunächst die Goldstateren und silbernen Vierdrachmenstücke des Philipp von Makedonien nach (359/336), auf denen wir Herkules und Dionysos erkennen. Mit der Zeit wird aber die Ausführung immer roher, und die Bilder sind kaum mehr als griechische Götter zu erkennen, bis die Kelten endlich auch eigene Erfindungen auf ihren Münzen abbilden, Krieger mit Speer und Torques, Pferde u. a. Und in den sogenannten Regenbogenschüsselchen, die wir im südlichen Deutschland häufig finden, schalenförmigen Goldmünzen von roher Prägung mit phantastischen Bildern (Halbmond, Torques u. a.) schaffen sie eine bis Christi Geburt geltende Keltenmünze.

3. Die Entdeckung Deutschlands durch Pytheas.

(Um 330 v. Chr.)

Die fördernden Einflüsse, die die Kelten von den südeuropäischen Völkern, vor allem den Griechen empfingen, erfuhren sie natürlich z. T. auf ihren Kriegsfahrten in diese Länder selbst. Aber wie für die Römer, so sind auch für die Gallier die griechischen Kolonien die bedeutendsten Vermittler der

antiken Kultur. Und da ist um 500 und später die Phokäersiedelung Massilia in Südgallien von großer Bedeutung. Von hier lernen die Kelten die Schrift, wie die Römer von Cymä aus, ferner den Wein- und Ölbau. Pompejus Trogus, ein geborener Provenzale der Kaiserzeit, sagt, das Land mache mehr den Eindruck, als sei Gallien verpflanzt nach Griechenland, als daß Griechenland ausgewandert sei nach Gallien. Noch zu Beginn des Mittelalters nannte man die Rhonegegend „Griechenland“.

Wir müssen uns vorstellen, daß um 500 v. Chr. in diesem wegen seiner günstigen Lage ja noch heute so wichtigen Hafen Südfrankreichs eine Menge griechischer Kaufleute wohnen, die 300 Jahre später von den römischen abgelöst werden. Diese halten die Beziehung zu Griechenland und Kleinasien aufrecht und breiten weithin über das Land ihre höhere wirtschaftliche und geistige Kultur aus. Sie vermitteln die Technik des Geldprägens, sie führen auf dem alten Handelsweg über die Rhone an den Rhein ihre Waren nach Norden; sie bringen eine feine Geselligkeit und eine heitere Lebensauffassung in die südgallische Bevölkerung, die sich vielleicht noch in der späteren provenzalischen Kultur des Minnesangs, der Troubadours, kundgibt. Dieser „jonische“ Zug zeigt sich auch in dem Interesse für Wissenschaft und Kunst. Von hier holen sich die Römer das Vorbild für die Dianastatue im latinischen Bundestempel auf dem Aventin. Und hier findet die von Aristoteles wieder neubelebte antike wissenschaftliche Erdkunde und Erforschung der westlichen und nördlichen Gebiete Europas einen Mittelpunkt.

Ein der Schule des Aristoteles zugehörender Grieche, der gebildete Kaufmann Pytheas, übernimmt zwischen 340 und 320 eine Entdeckungsfahrt nach dem Norden, die von reichen Forschungsergebnissen gekrönt wird; er schreibt seine Entdeckungen in einem Buch (über den Ozean) nieder; aber die Zeitgenossen glauben ihm nicht, was er berichtet (wie später

Marco Polo keinen Glauben findet, der im 13. Jahrhundert von Millionenstädten Chinas erzählt). Wir besitzen nun leider nicht das Buch des Pytheas, sondern nur die Bruchstücke, die spätere Forscher aus ihm anführen. Dennoch können wir gut erkennen, wo er gewesen und was er gefunden hat.

Er zieht aus, um das Land zu suchen, wo die Sonne im Sommer nicht untergeht, von dem schon die Odyssee gewußt hat, und er ist zugleich mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln zur Bestimmung von Breitenlagen nördlicher Orte ausgerüstet. Zu seiner Zeit ist man längst überzeugt, daß die Erde Kugelgestalt habe, und hat daher mit Hilfe der Sternenkunde die geographischen Fragen zu lösen gesucht. Man bestimmt die Breiten, also die Entfernung vom Äquator oder die Polhöhe, und bald nach Pytheas hat Eratosthenes[1]) auch die Längengrade (Meridiane) gemessen und den Umfang der Erde berechnet. Pytheas besitzt Karten und Reisberichte, die ihm Beobachtungen früherer Forscher und Reisender vermitteln, und segelt durch die Straße von Gibraltar, an Spaniens Westküste und Gallien entlang auf die britannischen Inseln zu, die das Altertum ja längst kennt. Er erfährt die Sondernamen Albion und Jerne für die Haupt- und Nebeninsel; er kommt bis zu Englands Nordspitze und erfährt, daß 6 Tagereisen von da die Insel Thule liege, (vielleicht eine von den Shetlandsinseln, jedenfalls nicht Island!). Hier soll er auch persönlich gewesen sein, denn er soll in seiner Schrift geschrieben haben: „Es zeigten uns die Eingeborenen den Ort, wo die Sonne zur Ruhe geht. In diesen Gegenden nämlich wurde die Nacht ganz kurz, so daß die Sonne bald nach ihrem Niedergang wieder aufging.“

Pytheas ist nun aber weiter nach Norddeutschland gefahren, sein Ziel ist die Nordseeküste, die Gegend nördlich der Elbe-

[1]) Eratosthenes war um 250 v. Chr. Vorsteher der Bibliothek in Alexandria und hochberühmt als Lehrer und Forscher in der Mathematik, Astronomie und Geographie.

mündung. Hier findet er eine 1100 km breite Bucht, die Metuonis. Die Bevölkerung nennt er Ingvionen und rechnet sie und alle Germanen westlich der Elbe zu den Kelten wie sein Lehrer Aristoteles. Von hier sei eine Insel Abalus (vielleicht Hallig Habel oder Helgoland) eine Tagesschiffahrt entfernt; dorthin werde im Frühjahr der Bernstein durch die Flut angeschwemmt, der eine Absonderung des geronnenen Meeres sei; die Einwohner benutzten ihn statt des Holzes zum Feueranmachen und verkauften ihn an die ihnen zunächst wohnenden Teutonen. Pytheas findet also hier auf dem Festland die Teutonen, und von hier sind ja auch später die Cimbern und Teutonen ausgezogen. Anschaulich schildert er das Wattenmeer[1]): „Oberhalb des Albis liegt der ungeheure Codanische Meerbusen, voll von großen und kleinen Inseln. Das Meer, welches die Ufer gleichsam im Schoße halten, erstreckt sich nirgends weit hinaus. Nirgends ist es dort dem offenen Meere ähnlich, sondern da die Gewässer bald hier, bald dort zwischen den Inseln hindurchfließen und oft ihren Lauf ändern, strömt die Flut unstät und zerteilt gleich Flüssen dahin. Wo das Meer die Küsten des festen Landes berührt, wird es von den Ufern der Inseln, die nicht weit und fast überall gleichweit davon abliegen, eingeengt, so daß es schmal wie eine Meerenge erscheint; dann krümmt es sich und folgt der Biegung einer engen Landzunge[2]).

Nach der Ostsee ist Pytheas wohl nicht selbst gekommen, sondern hat sich von Bernsteininseln vor der Skythenküste erzählen lassen. Man nannte ja alle Völker östlich der Elbe damals noch Skythen. Die Reise des Pytheas bringt den Mittelmeervölkern die erste genauere Kunde von den Bewohnern der Nordseeküste: jetzt kennt man die merkwürdige Er-

---

[1]) Wie der Geograph Mela um 50 n. Chr. berichtet, der offenbar Pytheas' Werk benutzt.

[2]) Nach der Übersetzung von Horkel in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit I1, S. 200.

scheinung von Ebbe und Flut wie das Wattenmeer, weiß einige Inseln und Buchten mit Namen und hört von den Ingävonen und ihrem Teilstamme, den Teutonen, die an den Fundstätten des Bernsteins wohnen. Man hat auch eine klarere Vorstellung von den nördlichen Gegenden, kennt außer den britannischen Inseln Albion und Jerne noch nördlichere wie das ferne Thule und weiß, daß bis an den Polarkreis Menschen wohnen.

4. Die Westgermanen.

Die von Pytheas entdeckten Teutonen der Nordseeküste sind Teilvölker der Westgermanen. Wir wissen ja, daß sich in der jüngeren Bronzezeit (etwa von 800—500 v. Ch.) die Germanen aus ihren Ursitzen zwischen Ems und Oder, Harz und Südskandinavien nach allen Seiten hin ausgebreitet haben. Nordschweden, Norwegen, Südfinnland, das Gebiet zwischen Oder und Weichsel, also das heutige Hinterpommern, Westpreußen, Posen, Neumark, Schlesien, ferner die Niederlausitz, Sachsen, Thüringen und Hessen, und endlich der Landstreifen zwischen Ems und Niederrhein, sind das neue Siedlungsgebiet, das bei Beginn der Eisenzeit als germanisch gelten muß.

Dadurch ist aber das Gesamtvolk der Urgermanen auseinandergezogen und hat sich in zwei Hauptgruppen aufgelöst, die in sich wieder in Unterabteilungen zerfallen. Denn zunächst sondern sich die skandinavischen Völker von den Festlandsgermanen ab und nehmen als Nordgermanen eine eigene Entwicklung, wie die Sprache zeigt, die wir als Urnordisch bezeichnen. Und von ihnen ziehen bald Kolonistenschwärme über die Ostsee auf das ostelbische Festland zwischen Oder und Weichsel hinüber, zuerst wohl die Lugier, dann die Burgünder aus Bornholm, endlich der bedeutende Stamm der Goten aus Gotland. Wir nennen diese neuen Ostnachbarn der Festlandsgermanen die Ostgermanen, und auch sie nehmen eine eigenartige sprachliche und kulturelle Entwicklung, die später in der

Völkerwanderungszeit (200—500 n. Chr.) zu klarer Erscheinung kommt.

Den Nord- und Ostgermanen gegenüber aber stehen die alten Festlandsgermanen, die sich als Westgermanen von den beiden anderen Gruppen scharf abheben und immer mehr unterscheiden. Zu ihnen gehören die Dänen und Jüten und alle Bewohner westlich der Oder bis an den Rhein, die im Lauf der letzten vorchristlichen Jahrhunderte nun ihre großen Wanderungen nach Süden und Westen antreten. Ihre sprachliche Unterscheidung von den Nord- und Ostgermanen ist besonders durch die Konsonantendehnung bezeichnet[1]), ferner durch die Aufnahme gallischer Lehnwörter[2]).

Auf diese Westgermanen (die ja die Römer genauer kennen lernten), bezieht sich nun höchstwahrscheinlich das, was Tacitus im zweiten Kapitel seiner „Germania" sagt[3]).

„Sie feiern in alten Liedern — und dies ist die einzige Art der Überlieferung und der Jahrbücher — den Tuisto als einen erdgeborenen Gott und seinen Sohn Mannus, die ursprünglichen Begründer des Volkes. Dem Mannus schreiben sie drei Söhne zu, nach deren Namen die dem Ozean zunächst Wohnenden die Ingävonen, die in der Mitte die Herminonen, die übrigen Istävonen genannt werden."

Daß diese letztgenannten am Rheine wohnen, sagt uns schon Plinius in der Naturgeschichte[4]) IV, 99 ffg.:

„Es gibt fünf Stämme der Germanen: 1. die Vandilier, zu denen die Burgunder, Varinen, Charinen, Goten gehören;

---

[1]) bitten, Wille, Sippe für gotisch bidjan, wilja, sibja.

[2]) Siehe unten S. 23.

[3]) Tacitus schrieb um 100 n. Chr. in den „Historien" und „Annalen" über die Kämpfe der Römer mit den Germanen und in besonderer Schrift über das Leben und die Sitten der Germanen.

[4]) Plinius, der Admiral der römischen Flotte am Golf von Neapel der beim Ausbruch des Vesuv 79 n. Chr. den Tod fand, schrieb u. a. eine historia naturalis, in der viele wichtige Nachrichten von dem Lande der Nordvölker erhalten sind.

2. die Ingävonen, zu denen die Cimbern, Teutonen und Chauken gehören; 3. nächst dem Rheine die Istävonen, zu denen die Sigambern gehören; 4. in der Mitte des Landes die Herminonen, zu denen die Sueben, Hermunduren, Chatten, Cherusker gehören; 5. die Peuzinen, Bastarnen, den Dakern benachbart."

Die unter 1. Genannten sind die eben erwähnten Ostgermanen, die von den Römern als Vandilier zusammengefaßt werden. Die unter 5. genannten sind Völker, deren Zugehörigkeit zu den Germanen nicht sicher feststeht. Aber die drei Gruppen 2., 3., 4. sind dieselben, die Tacitus als Hauptgruppen der Germanen nennt, und so ist wohl kein Zweifel, daß es die drei Gruppen der Westgermanen sind: und zwar sind die Ingävonen die alten Germanen des Mutterlandes zwischen Ems und Oder, Südskandinavien und dem Harz, die Istävonen die neuen Siedler in Westmitteldeutschland und am Niederrhein, die Herminonen die Besiedler des östlichen Mitteldeutschlands.

Diese Westgermanen sind zwar schon innerlich gesondert durch eigenartige geschichtliche Erlebnisse, aber was Müllenhof in seiner großartigen — leider Bruchstück gebliebenen — Deutschen Altertumskunde, Bd. 4, 122 f., sagt, ist im großen und ganzen richtig: „Das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der westlichen Völker tritt in der Genealogie in der Gestalt eines Mythus und einer religiösen Überzeugung auf, war mithin ein Teil des lebendigen Glaubens. Die Völker waren nicht nur Gruppen oder Familienglieder eines Stammes, die durch das natürliche Band der Verwandtschaft zusammengehalten wurden, sondern auch religiöse Gemeinden, Kultusgemeinden, Amphiktyonien mit gemeinsamen Stammkulten, in deren Mittelpunkt die Stammväter[1]) selbst als Götter standen oder eine ihnen nahe verbundene Göttin."

[1]) Diese Stammväter sind allerdings wohl erst aus den alten Völkerschaftsnamen abgeleitet (wie Romulus, Hellen u. a.).

Wenn Pytheas nun die Teutonen als Teilvolk der Ingävonen nennt, so müssen schon vor seiner Zeit, also gegen 500, diese drei Gruppen der Ingävonen, Istävonen, Herminonen bestanden haben. Und während die beiden letztgenannten Völker als Randvölker im Westen und Süden in unmittelbarer freundlicher und feindlicher Berührung mit den Kelten stehen, dringen Teile der Ingävonen, nämlich die Cimbern, Teutonen, Ambronen um 100 v. Chr. in kühnen Wanderungen über die Kelten bis zu den Römern vor und leiten die Besitznahme Süddeutschlands durch die Germanen ein. Davon berichtet uns Plutarch im Leben des Marius.

5. Der Cimbernkrieg.

a) Herkunft der Cimbern.

(Nach Plutarchs „Leben des Marius", Kap. 11 fg.)

„Kaum war die Nachricht von der Gefangennahme des Jugurtha in Rom eingelaufen, als sich das Gerücht von den Cimbern und Teutonen verbreitete, welches anfangs hinsichtlich der Größe und Stärke der anrückenden Heere wenig Glauben fand, nachher aber weit unter der Wahrheit befunden wurde. Denn der Zug bestand aus 300000 streitbaren Männern in Waffen, und diese sollten einen noch weit größeren Haufen von Weibern und Kindern mit sich führen, um ein Land zu suchen, das diese große Menge ernähren könnte, und Städte, worin sie sich niederlassen wollten, so wie sie hörten, daß vor ihnen die Kelten den besten Teil von Italien den Etruskern abgenommen hätten.

Weil diese Völker mit anderen in gar keinem Verkehr standen und eine so weite Strecke von Ländern durchzogen, wußte man nicht, wer sie eigentlich waren oder aus welchen Gegenden sie wie eine Wolke über Gallien und Italien hereinbrachen. Am meisten vermutete man aus ihrer besonderen Leibesgröße, aus ihren blauen Augen und dem Namen Cimbern, daß sie

zu den germanischen Völkerschaften, die am Nordmeer wohnen, gehören möchten.

Einige behaupten[1]), der größte und streitbarste Teil von ihnen wohne am Ende der Welt, am äußeren Meere, und besitze ein schattiges, finsteres Land, das wegen der vielen dichten Wälder, die sich bis an die Herkynischen erstrecken, von der Sonne wenig beschienen wird. Das Klima, das ihnen zuteil geworden, entspreche der Lage: denn dort nehme der Pol[2]) wegen der Neigung der Parallelen eine bedeutende Steigung und stehe nur wenig vom Zenith ab; die Tage, den Nächten an Kürze und Länge gleich, scheinen mit diesen die Zeit zu teilen. Von daher seien diese Barbaren gegen Italien angerückt, anfangs Cimmerier, damals aber Cimbern genannt."

Hier haben wir die erste Naturschilderung Deutschlands, die den Waldreichtum und die Sonnenarmut hervorhebt und die Grenzen richtig angibt. Derselbe Posidonius, der hier auf Grund seiner Forschungen die Heimat der Cimbern anschaulich schildert, spricht auch von den Gründen ihrer Auswanderung und meint, eine Sturmflut sei kaum die wahre Ursache gewesen; denn solche Erscheinungen, wie die von Ebbe und Flut, seien den Völkern des Nordens ein gewöhnliches Erlebnis und beträfen ja alle dortigen Küstenbewohner. Vielmehr sei die Abenteuerlust, Raubsucht und das Vorbild der Kelten ihr Anlaß zum Aufbruch gewesen.

Auch über ihre Wanderungen der ersten Jahre (113 bis 110) berichtet Posidonius kurz: „Die Bojer bewohnten in früherer Zeit den Herkynischen Wald. Als die Cimbern gegen

[1]) Hier führt Plutarch die Ansicht des berühmten Gelehrten Posidonius an, der um 100 v. Christi Geburt lebte und ein großes Geschichtswerk schrieb, in dem auch von dem Cimbernkrieg ausführlich gehandelt war. Wir besitzen es nicht mehr

[2]) Das heißt der Himmelspol. Die Worte über die Tage und Nächte sollen ausdrücken, daß die längste Nacht dort ebenso wie der längste Tag 6 Monate dauern. Ähnliches hatte ja schon Pytheas berichtet.



dieses Land andrangen, wurden sie von ihnen zurückgeschlagen und wandten sich nach der Donau und zu den Skordiskern, einem gallischen Stamm; dann sind sie zu den Teuristen und Tauriskern, ebenfalls Galliern, danach aber zu den Helvetiern, sehr reichen, aber friedliebenden Leuten, gekommen; als diese jedoch sahen, daß die von den Cimbern auf ihren Raubzügen zusammengebrachten Reichtümer die ihrigen übertrafen, erhoben sie sich und rückten im Bunde mit den Cimbern aus ihrem Land [1])."

Plutarch erzählt weiter: „Dabei waren sie an Mut und Kühnheit unwiderstehlich, und in Schlachten brachen sie, gleich dem Feuer, mit solcher Gewalt und Schnelligkeit ein, daß ihren Angriff niemand aushalten konnte, vielmehr alle Völker, die ihnen vorkamen, für sie eine sichere Beute waren, und selbst große Heere und Feldherrn der Römer, welche das jenseits der Alpen liegende Gallien schützen sollten, schimpflicherweise aufgerieben wurden [2]). Gerade diese lenkten durch ihre Niederlagen den Sturm der Barbaren auf Rom; denn nachdem sie alle besiegt hatten, die ihnen entgegen traten und große Schätze erbeuteten, beschlossen sie, sich in keinem Lande festzusetzen, bevor sie Rom zerstört und Italien ausgeplündert hätten."

---

[1]) Wir wissen aus anderen Quellen, daß die Cimbern von der mittleren Donau ins Alpengebiet von Krain gezogen und bei Noreja 113 den Römern eine Niederlage beigebracht haben. Dann zogen sie unerwarteterweise nicht nach Italien, sondern nordwestlich über die Schweiz nach Gallien, wo außer den Helvetiern auch die Teutonen und Ambronen, die später aus der Heimat Schleswig-Holstein aufgebrochen waren, sich mit ihnen vereinigten.

[2]) Plutarch meint hier die Niederlage des Konsuls Silanus im Jahre 109 in Südgallien, des Longinus im Jahre 107 an der Garonne und vor allem die furchtbare Niederlage bei Arausio im Jahre 105 in der drei römische Heere nacheinander vernichtend von dem Cimbernführer Bojorix geschlagen wurden. 60000 Römer sollen gefallen sein Diese Schlacht brachte den „cimbrischen Schrecken" und erinnerte Rom an den Schreckenstag an der Allia 387.

Auf diese Nachrichten, welche die Römer von allen Seiten her erhielten, beriefen sie den Marius zum Kommando.

b) Die Schlacht bei Aquä Sextiä (102).

(Aus Plutarchs „Leben des Marius", Kap. 15 ff.)

„Die Barbaren hatten sich jetzt in zwei Hälften geteilt. Die Cimbern traf das Los, oberhalb durch Norikum[1]) auf Catulus loszugehen und von dieser Seite mit Gewalt in Italien einzudringen; die Teutonen und Ambronen dagegen sollten durch das Land der Ligurier am Meere hin dem Marius entgegenrücken. Die Cimbern fanden auf ihrem Wege mehr Aufenthalt und Verzögerung; die Teutonen und Ambronen aber brachen sogleich auf, zogen durch die dazwischenliegenden Länder und zeigten sich den Römern in ungeheurer Menge, gräßlich anzusehen, mit einem Geschrei und Lärmen, dergleichen man noch nie gehört hatte. Sie bedeckten einen großen Teil der Ebene, schlugen ihr Lager auf und forderten den Marius zur Schlacht heraus."

(Marius hält seine Soldaten mit Gewalt zurück, gewöhnt sie jedoch an den Anblick der Barbaren.)

„Bei dem stillen und ruhigen Verhalten des Marius versuchten die Teutonen sein Lager anzugreifen; da sie aber mit einer Menge Pfeilen vom Walle herab empfangen wurden und Verluste erlitten, beschlossen sie vorwärts zu ziehen, in der Meinung, daß sie wohl ohne Hindernis über die Alpen kommen würden. Sie zogen also mit allem Gepäck am Lager der Römer vorbei, und jetzt konnte man erst an der Länge und Dauer des Zuges abnehmen, wie ungeheuer groß ihre Menge sein mußte; denn sie sollen sechs Tage lang in ununterbrochenem Marsche vor den Verschanzungen des Marius vorbeigezogen sein. Sie

---

[1]) Also über die Ostalpen durch Steiermark nach Oberitalien, während die Teutonen südlich der Seealpen von Westen in die Poebene dringen wollten.

kamen auch dem Walle so nahe, daß sie die Römer mit lautem Gelächter fragten, ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten, denn sie würden bald bei ihnen sein."

(Als die Barbaren vorbei sind, bricht Marius auch sein Lager ab und folgt ihnen. Schließlich kommen sie zu den sextischen Wässern [Aquae Sextiae]; in diesen heißen Quellen baden sich die Germanen unter Jauchzen und Lärmen. Hier entsteht ein Kampf um das Wasser, der immer mehr Truppen ins Gefecht zieht, so daß eine Schlacht geschlagen wird, in der die Ambronen viele Verluste haben.)

„Die meisten von ihnen wurden gleich am Fluß niedergemacht; die übrigen verfolgten die Römer bis zum Lager und zu den Wagen. Hier kamen ihnen aber die Weiber mit Schwertern und Äxten bewaffnet entgegen und setzten sich unter gräßlichen und wütendem Geschrei gegen die Fliehenden so gut als gegen die Verfolger zur Wehr, gegen jene als Verräter, gegen diese als Feinde. Sie mengten sich mitten unter die Streitenden, rissen mit bloßen Händen den Römern die Schilde weg, fielen ihnen in die Schwerter und ließen sich mit unbesiegbarem Mute bis zum Tode verwunden und in Stücke hauen."

(Die Römer verleben eine schaurige Nacht, da die Ambronen ein furchtbares Klagegeheul um ihre Toten erheben, das von den umliegenden Bergen widerhallt und die Römer fürchten läßt, daß ein nächtlicher Überfall erfolge. Aber nichts geschieht, und so stellt Marius am anderen Tage seine Schlachtreihen auf den Höhen auf.)

„Als die Teutonen sie erblickten, konnten sie nicht lange warten, bis die Römer herabgezogen waren, um mit ihnen auf ebenem Boden zu streiten, sondern sie griffen in Eile zornig zu den Waffen und rückten hitzig gegen den Hügel heran... Die Römer ließen sie herankommen und widerstanden ihrem stürmenden Anlauf so mutig, daß die Feinde in das Tal zurückgeworfen wurden. Schon stellten sich die Vordersten in der Ebene wieder in Schlachtordnung, als hinten Geschrei und

Getümmel entstand. Denn Marcellus (den Marius in den Hinterhalt gelegt hatte), hatte den rechten Zeitpunkt ersehen und fiel in vollem Lauf mit lautem Feldgeschrei den Feinden in den Rücken. So hielten diese, von zwei Seiten bedrängt, nicht lange Stand und begaben sich auf die Flucht.“ (100 000 Germanen sollen gefallen sein. Unter den Gefangenen ragte der König Teutobod an Körpergröße hervor, der über vier bis sechs Pferde springen konnte. Die Reste der Teutonen zogen nach Norden ab.)

c) Der Letzte der Cimbern[1]).

Von Felix Dahn.

Wie heiß hat die Julisonne gebrannt
auf der raudischen Felder stäubenden Sand!
Da sind sie erlegen, die Nordlandhünen:
Nicht frommte die riesige Kraft den Kühnen.
Zu heiß die Hitze, zu dunstig der Dunst,
zu lauernd des Marius Feldherrnkunst!

Von allen Seiten umgarnt der Keil: —
da verfehlt des gedrängten Gewühls kein Pfeil.
Von Kohorten umfaßt wie von ehernen Zangen,
wie so grimmig die sieglosen Recken rangen!

Erst fielen die Vordersten, wie sie gestanden,
die mit Ketten die Gürtel zusammenbanden:
und über sie hin die numidischen Rosse!
In die nackten Leiber der Braus der Geschosse!

---

[1]) Inzwischen sind die Cimbern über den Brennerpaß und am Etschfluß entlang in die oberitalische Tiefebene eingedrungen (Ende 102). Sie genießen sorglos die Winterruhe und die Genüsse des reichen Landes Im Frühjahr 101 zieht Marius dem Feinde entgegen und trifft das nach Westen ziehende Cimbernheer bei Vercellae in den Raudischen Gefilden nördlich des Po.

Da ist vor der Glut der Mittagssonnen
in Schweiß und in Blut ihre Kraft zerronnen,
und Tausende mehr sind erstickt und verschmachtet,
als das breite Schwert der Legionen geschlachtet.

Nun ragt aus dem rings umbrandeten Sturm
noch einer: ein letzter einsamer Turm.
Zurück an die Burg der Wagen gedrängt,
von Geschossen und Rossen und Speeren umengt,
das helmlose Haupt von den roten Locken
umwogt wie von lohenden Feuerflocken:
Held Boiorich ist's, der Cimbernkönig,
der zum Zweikampf Marius gefordert hat.
Doch eisig erwiderte der und höhnisch:
„Ei, wenn der Barbar des Lebens satt,
so komm' er morgen aufs raudische Feld:
dort wird er vor Abend den Schatten gesellt."

Noch trotzt er, wie der umstellte Bär:
rings um ihn die römische Meute her.
Und Marius ruft aus der Ferne vom Roß:
„Hier, Legionäre! Hieher! Auf diesen!
Doch verletzt ihn nicht mit Speer und Geschoß:
lebendig, gebunden, bringt mir den Riesen,
der schmückt wie kein andrer mir den Triumph!"

Doch mit des zerbrochenen Langschwerts Stumpf
der Gewaltige wütet in solchen Streichen, —
ihn vermag kein Römergriff zu erreichen,
und sie schauen mit Grausen der Ihrigen Leichen
hochum gehäuft. Wie, entblößt des Schildes,
die breite Brust nach dem Tode begehrt! —
Da zuckt von unten ein tückisches Schwert:
„Willkommen, ihr Wonnen des Walhallgefildes!"
Er ruft's und stirbt im Stehen! Der Wall
der erschlagenen Römer verwehrt ihm den Fall.

6. Die Germanen und das Eisen.

Auf ihren weiten Zügen durch keltische Länder (Süddeutschland, Alpengebiet, Gallien, Böhmen) haben die norddeutschen Stämme der Cimbern, Teutonen und Ambronen viel Keltisches angenommen: schon die Namen der Führer sind z. T. keltisiert, wie wir an Boiorix, Caturix und Teutobod sehen. Das keltische Wort -rix (= lat. rex, gotisch reiks) bedeutet „reich" und mächtig; es bürgert sich jetzt bei den Germanen ein. Unser Wort „Amt" kommt von dem keltischen „andbahta" = der Diener, das Caesar uns überliefert. Das Reisen mit Wagen und Pferden ist eine keltische Sitte, die nun der Germane kennenlernt: rêda ist der gallische Reisewagen; davon leitet sich das Wort rîtan (reiten) und bedeutet „mit Pferden reisen", wie ja noch im Englischen road die Fahrstraße heißt. Auch der vierrädrige Reisewagen ist gallischer Herkunft, er heißt carrus; danach ist das englische car, das deutsche carro, der Karren, gebildet. Diese Wagen sind mit ledernen Decken überspannt, wie wir sie in den Kämpfen um die Wagenburgen der Cimbern und Teutonen erwähnen hören: Das Wort „Leder" aber haben die Germanen auch von den Kelten entlehnt. Wenn eherne Panzer und tierkopfartige Helme von den cimbrischen Reitern in der Schlacht bei Vercellae getragen werden, so ist dies neuartiges, von den Fremden entlehntes Waffenzeug.

Aber schon lange vor den Kämpfen der Cimbern und Teutonen haben die Germanen des deutschen Nordens durch die keltischen Nachbarn die wichtigste Neuerung erfahren: die Gewinnung des Eisens.

Das Eisen ist in der ganzen Welt erst spät bearbeitet worden, zuerst in Vorderasien und Ägypten in der Mitte des 2. Jahrtausends, dann in Griechenland und Italien um 1100, in Mitteleuropa von 1000 an. Warum erst so spät? Der Hauptgrund ist der, daß aus dem Eisenerz, das wohl reichlich vorhanden ist, sich schwer das reine Metall, der Stahl, gewinnen

läßt und vor allem, daß es kein Gußmetall war, sondern ein Schmiedemetall. Denn Eisen ist ein harter Stoff, der erst bei 700° Erhitzung einen weichen, teigartigen Zustand annimmt. Unsere neuzeitliche Hochofentechnik vermag natürlich höhere Temperatur zu erzielen und flüssiges Gußeisen zu gewinnen. Aber die einfachen Öfen der älteren Zeiten vermochten das nicht. Wir stellen sie uns vor nach dem Muster der heute von den Naturvölkern Afrikas und Asiens gebrauchten Schmelzöfen, und das sind entweder einfache Gruben oder tönerne Öfen, in denen durch Blasebälge das Holzkohlenfeuer entfacht wird, bis aus dem Eisenerz ein weicher Klumpen unreines Eisen heraustritt; dies ist schwammartig zusammengeballt, während der vorher mit ihm verbundene Stein, Sand oder Ton mit Teilen des Metalls als flüssige Schlacke zurückbleibt.

Dieses gewonnene Eisen ist nun vom Schmied zu bearbeiten; er muß es mit Hammer und Amboß formen; er hämmert das erhitzte und das kalte Eisen. Die Griechen kannten früh auch das Stählen des gehämmerten Stückes, indem man es rotglühend in kaltes Wasser warf; so sagt die Odyssee, daß das ausgebrannte Auge des Polyphem zischte,

„Wie wenn ein kluger Schmied die Holzaxt oder das Schlichtbeil aus der Ess' in den kühlenden Trog, der sprudelnd emporbraust, wirft und härtet; denn dieses erhöht die Kräfte des Eisens."

Der Schmied hat harte, schwierige Arbeit, ehe er aus dem unreinen Schmelzprodukt das Eisenschwert, den Hammer, die Axt geschmiedet hat. Seine Tätigkeit steht daher überall in hohem Ansehen, ja ist heilig, göttlich; wir brauchen nur an die Sage von Wieland dem Schmied, von Siegfried u. a. zu denken.

Die Latène-Kultur (siehe S. 6) um 500 bringt die Vorherrschaft des Eisens in Mitteleuropa und so auch im keltischen Süddeutschland. Nach Mittel- und Norddeutschland kommen zu den Germanen nun bald die keltischen Wanderschmiede mit ihren Schmelzöfen und Schmiedewerkzeugen, und Händler bringen auch bereits ausgeschmolzenes Eisen in Barrenform

mit, um es zu verkaufen[1]). Von den fremden Schmieden lernen die Germanen bald das Handwerk und wissen nun auch das gekaufte Eisen oder das selbst ausgeschmolzene Roheisen mit Zangen, Hämmern, Meißeln, Feilen zu Waffen und Geräten zu verarbeiten. Jetzt gießt man also nicht mehr wie in der Bronzezeit und formt gleich das Ganze fertig, sondern man hämmert mühsam einzelne Stücke, also z. B. Schwertklinge, Heft, Parierstange, Öse oder die Teile eines Kettengehänges, die man dann zusammenschweißt.

So beginnt die eigene germanische Eisenindustrie und bereichert das Leben, wie vormals die Bronze als neues Metall. Lanze und Schwert sind die Hauptwaffen, zu denen es verarbeitet wird, als Schutz dient der Holzschild mit dem Eisenbuckel. Wirksamer sind die neuen Waffen als die alten bronzenen, besonders das bis zu einem Meter lange zweischneidige Eisenschwert, mit dem man wuchtig dreinhauend, Köpfe und Gliedmaßen abschlägt; aber da der Stahl meist schlecht ist, verderben die Waffen schnell, bekommen Scharten, verbiegen, rosten und werden unansehnlich. Und so eignet sich das neue Metall weniger zum Schmuck, zur Benutzung beim Gottesdienst, für den noch lange steinerne und bronzene Geräte gebraucht werden. Aber das Eisen ist das Metall der Kämpfer, und die neue Eisenzeit der Germanen wird eine Kampf- und Wanderzeit. Das zeigen die Namen der Personen. Während die Bronze sich in den Personennamen nicht bemerkbar macht, haben wir jetzt Namen wie Isanbrand, Isanhard, Isanhild, Isantrut u. a., und viele mit dem Wort „Kampf" (keltischgermanisch batu, catu, wîg) zusammengesetzte Namen wie Marobod, Caturix, Teutobod im Keltischen und Gundobad, Hadubrant, Hludowîg im Germanischen.

[1]) Das Wort „Eisen", altgallisch isarno, altirisch iarn ist nur bei Kelten und Germanen zu finden und zweifellos ein Wanderwort, das mit der Ware von den Kelten zu den Germanen kam.

7. Die Besiedelung der Marschen[1]).

Während große Volksmassen der an der Nordsee wohnenden Stämme der Germanen — wie die Cimbern und Teutonen — südwärts und westwärts ziehen, bessere Ackerflächen im sonnigen Süden zu erobern, besetzen die Daheimgebliebenen in zähem Kampf mit der Natur die Marschen der Nordseeküste von der Eidermündung bis zur Zuydersee. Bisher haben sie es nicht gewagt, von der Geest, auf der sie gesiedelt hatten, in die moorigen Gelände zwischen dem festen Boden und dem Meere hinabzusteigen. Jetzt baut man Brücken, d. h. Bohlenwege, die ins Moor und Watt hinausführen, und errichtet dort künstliche Wohnhügel, Werften oder Werder.

Die „Warften" unserer Halligen vor der friesischen Küste sind nicht durch Deiche gegen die Sturmfluten geschützt wie unsere heutigen Marschen der Küste, sondern liegen frei in solcher Höhe über der Meeresflut, daß das Wasser — aller Voraussicht nach — sie nicht überschwemmen kann, sind also etwa 5 Meter über den Wasserspiegel erhöht. So sind auch die alten „Halligen" angelegt. Wie eine Wasserburg ragen diese ersten Marschsiedlungen aus dem Moor und Watt, die die Germanen um 200 v. Chr. besitzen. Ihre Bauart ist einfach und läßt sich noch erkennen. Man schüttet Erde auf, schichtet eine Lage festgestampften Kuhmist[2]) darüber, packt Reiser, Binsen, Schilf, Schlacken, Scherben und Küchenreste dazwischen und legt noch weitere Erdschichten auf, je nach Bedürfnis. Die obere Schicht wird festgestampft und geebnet, Pfähle werden in den Meeresgrund getrieben zur größeren Festigung, und oben baut man Häuser und Ställe für eine oder mehrere Familien. Wichtig sind die Brunnenschächte, die das wertvolle Regenwasser auf-

[1]) Vgl. Fr. Kauffmann: Deutsche Altertumskunde, Bd. I, S. 292 ff.

[2]) Es ist bekannt, daß noch heute die Halligbewohner mit getrocknetem Kuhmist heizen. Die alten Werften haben oft mehrere fußhohe Lagen von Mist in der Aufschüttung.

nehmen: denn auf dieses sind die Halligbewohner damals wie wie noch heute angewiesen.

So entstehen in der Latène-Zeit an der „Wasserkante“ der Nordsee auf den neuen Dorfhügeln germanische Siedlungen mit Äckern, Gärten und Viehweiden (Schafe, Schweine, Rinder und Pferde werden gehalten). Die Nebenbeschäftigung aber ist wie noch heute die Fischerei, die sie auf Einbäumen mit aus Binsen geflochtenen Netzen betreiben.

Außer durch die Bodenfunde, die wir auf diesen Werften gemacht haben (z. B. die bezeichnenden Latène-Fibeln), wissen wir durch die Schilderung des Plinius über diese Ansiedlungen Bescheid. Er erzählt folgendes von den Werften der Chauken zwischen Elbe und Ems in der Naturgeschichte XVI, 2:

„Dort (bei den Chauken) dehnt sich ungeheuer weit der Ozean aus, der zweimal im Verlauf von 24 Stunden heran und zurückflutet, und bedeckt eine Fläche, von der es ewig zweifelhaft bleibt, ob sie ein Teil des Landes oder des Meeres ist. Hier behauptet ein bejammernswertes Volk hohe Anschüttungen (d. h. Halligen) oder bühnenartige Erhöhungen[1]) (Werften), die der höchsten Flut Trotz bieten. Sie ähneln Schiffahrenden, wenn die Fluten rings alles bedecken, und Schiffbrüchigen, wenn die Wasser zurückgewichen sind, und sie jagen nach den Fischen, die mit dem Meere fliehen, rings um ihre Hütten. Aus Kolbenschilf und Sumpfbinsen flechten sie Taue für die Fischnetze; mit den Händen holen sie Schlamm hervor, den mehr der Wind als die Sonne trocknet, und kochen mit dieser Torferde ihre Speisen und heizen ihre kalten Behausungen. Wasser gewinnen sie nur dadurch, daß sie in Gruben vor dem Hause das Regenwasser sammeln. Und wenn diese Stämme heute vom römischen Volk besiegt werden, meinen sie Knechte zu sein. So ist es fürwahr: viele schont das Geschick nur, um sie zu strafen.“

---

[1]) Plinius nennt sie tumuli ceu tribunalia.

Noch heute geben auch die Wurten des niederelbischen Gebietes lebendige Zeugnisse dieser Lebensart. Linde[1]) sagt: „Es gibt Hauswurten mit Einzelsiedlung, Dorfwurten und Stadtwurten mit Hunderttausenden von Kubikmetern künstlich erhöhten Bodens. Hauswurten finden sich überall im niederelbischen Gebiet, es mögen viele Hunderte sein. Manche tragen noch heute den Namen „Seewurt", trotzdem sie meilenweit vom Strom entfernt liegen. Andere heißen „Hogelucht", ein Zeichen, daß einst in der prieldurchfurchten Wildnis ein Feuerzeichen den Schiffenden die Richtung wies. Die Wilstermarsch, auch die Winsermarsch, zeigt besonders viel Wurten. Dorfwurten sind z. B. Lüdingworth oder Neuenkirchen in Hadeln. Stadtwurten sind Otterndorf, Freiburg, Marne, Wilster, Krempe ... Der höchste Punkt der Wurt dient für das wichtigste Gebäude, bei der Hauswurt für das Haupthaus, bei der Dorfwurt für die Kirche. Durch den umgebenden Graben, der eben das Erdmaterial für die Wurt geliefert hat, wird die Wurt zu einer Wasserburg. Oft ist sie auch eine solche gewesen. Die ältesten Kirchen dieser Dorfwurten tragen noch einen festungsartigen Charakter. Sie wurden aus Irrblöcken von der Geest aufgebaut, mit meterdicken Mauern und schießschartenartigen Fenstern ...

Diese Wurtbauten sind Zufluchtsstätten, auf denen der Siedler kampflos wartet, bis sich der Ingrimm der Fluten von selber gelegt hat."

8. Wirtschaft und Wohnung.

Auf seiner Nordlandreise hat Pytheas auch die wirtschaftlichen Zustände der nördlichen Völker aufmerksam beobachtet und in seinem Buch geschildert. Strabo hat uns einiges von dieser Schilderung erhalten, wenn er ungefähr folgendes er-

---

[1]) In seinem schönen Buch: Die Niederelbe, bei Velhagen und Klasing, Bielefeld, Leipzig und Berlin 1909, Seite 44.

zählt: „Auf der Insel Thule gibt es stellenweise noch gar keine Kulturpflanzen und nur wenige Haustiere. Die Bewohner der südlicheren Gegenden bauen Hirse, zum Teil auch Getreide, das sie mit Honig vermischt zum Getränk verwenden. Ihr Getreide dreschen die Menschen in großen Scheuern, in die die Kornähren gebracht werden, denn das Feld ist wegen des mangelnden Sonnenscheins und der häufigen Regengüsse als Tenne nicht zu gebrauchen."

Auch die Sprache bestätigt uns, daß damals Dreschtennen mit einem Schutzdach bei den Germanen gebraucht wurden. Das Wort „Scheuer" ist alt; es gehört zu „Schauer" = Wetterdach, und ist im Friesischen als schûl (Schuppen), altnordisch als skjol (Scheuer, Versteck) erhalten. Daneben gibt es in den germanischen Sprachen noch die Bezeichnungen barg (mittelniederdeutsch), helm (skandinavisch) und bansts (gotisch), woraus die Banse (mittelhochdeutsch) geworden ist.

Überhaupt hat sich in der Latènezeit der Hausbau vervollkommnet. Schon in der ausgehenden Bronzezeit sehen wir ja an den Hausurnen, daß das altbronzezeitliche Dachhaus einen Unterbau erhalten hat. Seitenpfosten mit Zwischenwänden stützen das überragende Dach, und es entsteht ein oberirdisches Ständerhaus, das zwei Geschosse hat. Und während sich auf der Geest daneben die ältere unterirdische Anlage erhält (der Keller ist unentbehrlich als Vorratskammer), haben die neuen Marschsiedlungen naturgemäß das oberirdische Pfostenhaus ausgebildet, das bei Hochflut im Dachgeschoß Zuflucht bot und als starkes Pfostenwerk den Wogen standhielt, wenn auch die Wände (Flechtwerk) durchbrachen.

Als neue Getreideart wird der Roggen eingeführt, vielleicht von den Slawen. Er wird von nun an das Hauptgetreide der norddeutschen Völker und Skandinavier, während die Süd- und Mitteleuropäer ihn — wie heute — verschmähen. Als Nahrungsmittel hat man jetzt außer Fleisch und Milch, Brei und Grütze, Bier und Obstwein auch Wurst und Gemüse

(Möhren, Rüben) und ferner das Geflügel (Hühner, Gänse, Enten). Die Pferdezucht wird eifrig betrieben, da das Pferd als Reit- und Zugtier beliebt ist (die Lieblingspferde folgen dem Fürsten ins Grab). Und was man im Wagenbau leistete, zeigt der im jütländischen Moor 1881 gefundene prunkvolle Stuhlwagen des Kopenhagener Museums, der aus Eschenholz mit kunstvoll verzierten Bronzebeschlägen besteht.

9. Bestattungsbräuche.

In der jüngeren Bronzezeit, der sogenannten Hallstattzeit, hatten die Germanen ihre Toten verbrannt und den Knochenresten, die sie in der Urne sammelten, nur wenige Schmucksachen (Rasiermesser, Haarzangen u. a.) mit ins Grab gegeben. Als das Eisen aufkam, hielten sie zäh an der Leichenverbrennung fest, obgleich ihre unmittelbaren Nachbarn, die keltischen Völker der Belgier, Helvetier und Bojer, zur Beerdigung der unverbrannten Leichen übergingen (nicht die Gallier).

Aber man gibt nun den Toten einige neuartige Eisengeräte mit, den Gürtel mit Eisenhaken und die neue Eisenfibel (als Gewandhafte). Und besonders läßt man dem toten Krieger seine Waffen im Grabe, das Eisenschwert und die Lanzenspitze, sowie das Pferdegeschirr, wenn er ein Reiter war und sein Roß bei dem Leichenstoß sein Leben hatte lassen müssen. Alle diese Ausrüstungsstücke werden auf dem Scheiterhaufen dem Feuer ausgesetzt und nachher in stark entstelltem Zustande in das Grabgefäß gesammelt. Dazu kommen nun noch die Beigefäße, Schüsseln, Schalen, Töpfe, Kannen aus Bronze oder Ton, in denen dem Toten Speise mitgegeben wird. Wir finden in ihnen Knochen von Haustieren, vom Hund, Schwein, Schaf, der Ziege, gelegentlich auch Menschenknochen, die wohl von Sklaven oder Kriegsgefangenen herrühren. Diese folgten demnach mit den Lieblingstieren dem Herrn auf den Scheiterhaufen und ins Grab.

Die spätere nordische Dichtung bewahrt noch die Erinnerung an die germanischen und gallischen Leichenbräuche dieser Eisenzeit, wenn sie die Leichenfeier Balders oder die Verbrennung Sigurds und Brynhilds berichtet. Im kurzen Sigurdlied heißt es von diesen[1]):

Der Wünsche letzten gewähre mir Gunnar,
nichts Weitres wird Brynhild erbitten im Leben:
so breit laß schichten die Buchenscheite,
daß für alle reichlicher Raum sich finde,
die mir treu dem Sigurd im Tode folgen.
Mit Schilden und Teppichen schmücke den Holzstoß,
gewebten Stoffen und welschen Sklaven!
An der Seite des hunischen Helden verbrennt mich!
Verbrennt mit dem hunischen Helden ferner
vier meiner Sklaven in festlichem Schmuck,
zwei zu Häupten und zwei zu Füßen,
der Hunde zwei und der Habichte zwei,
würdig ist alles dann eingerichtet.
Es scheide uns wieder der schimmernde Stahl,
der goldverzierte in gleicher Weise,
wie einst, als wir beide ein Bett bestiegen
und uns grüßte das Volk mit dem Heldennamen.
Dann trifft seine Fersen die Pforte nicht,
das glänzende Tor, das goldgefärbte,
wenn dem fürstlichen Herrn mein Gefolge sich anschließt;
nicht ärmlich wird unser Einzug sein.
Denn fünf der Mägde folgen ihm nach
und acht Leibeigene aus edlem Geschlecht,
die als Kind ich erhielt vom edlen Blut,
und aufwachsen sah in der Ahnenburg.

So prunkvoll, wie die Dichtung in märchenhafter Ausmalung die Totenfeier schildert, war sie nun in der Wirklichkeit gewiß nicht. Beschreibt uns doch Tacitus, indem er die Zustände jahrhundertalten Volksbrauchs darstellt, eine germanische Leichenfeier als sehr einfach[2]).

„Bei den Leichenfeiern herrscht kein Prunk. Darauf nur achtet man, daß die Leichen berühmter Männer mit ausge-

[1]) Aus der Edda, übersetzt von Hugo Gehring, Str. 65 f.
[2]) Germania, cap. 27.

suchtem Holz verbrannt werden. Den Scheiterhaufen bedecken sie nicht mit kostbaren Kleidern und wohlriechenden Stoffen; jedem werden seine Waffen, einigen auch das Pferd ins Feuer mitgegeben. Über dem Grab erhebt sich der Rasenhügel; die mühselige Arbeit ehrenvoller, hoher Grabdenkmäler verschmähen sie als zu drückend für den Gestorbenen."

Die nordische Dichtung läßt sich eher auf die prunkvollen gallischen Leichenfeiern beziehen, von denen Caesar erzählt. Die germanischen Grabstätten sind also schmuckloser außen und innen geworden als die der Bronzezeit. Statt Goldes finden wir in ihnen Glas- und Emailleperlen, statt bronzenen eisernen Schmuck.

Aber auch die Grabhügel verschwinden allmählich; sie werden immer niedriger und unansehnlicher, enthalten nur wenige oder gar eine einzige Urne und liegen meist in großer Zahl nebeneinander, so daß wir von Urnenfeldern sprechen. Diese Urnengräber in langen, niederen Bodenanschwellungen oft zu Tausenden aneinandergereiht, bilden ebenso bezeichnende Landschaftsbilder der frühen Eisenzeit wie die großen Hügelgräber für die Bronzezeit. In diesen Friedhöfen stehen die Urnen in geringer Tiefe (20 bis 50 cm), unregelmäßig verteilt, anfangs noch mit Steinen umpackt oder gestützt und mit einem Deckel verschlossen; im Laufe der Zeit aber verschwinden die Steinhüllen, und die offenen Graburnen stehen im flachen Hügel.

Inhalt

PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI
ALTENBURG S.-A.